

89)

(Nachdruck verboten.)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Dann geschah es, daß der Graf starb und die Wahl ausgeschrieben wurde.

Der Marchese war voll des freudigen Glaubens an seinen Sieg: es konnte nicht fehlen, diesmal mußte die Gerechtigkeit die Oberhand gewinnen. Er war heiter wie ein sorgloses Kind und machte die schönsten Zukunftspläne. Im Winter wollte er mit der ganzen Familie nach Rom übersiedeln; bis dahin war Belladonna Student, und es war nur vernünftig, daß er die gute römische Universität wählte. Er malte sich schon die herrlichen, genialen — er brauchte gern das Wort genial — Stunden aus, die er mit den jungen Leuten in den großen römischen Sammlungen verbringen — wie er ihre jungen Seelen der Größe der Antike öffnen würde.

Des Vaters Zuvorsicht steckte Lidia an. Sie kannte ja die Welt nicht, ahnte nicht, welch tausendfüßiges Ungeheuer der Gegner sei. Sie wußte bloß, daß ihr Vater ein Ehrenmann sei und daß sie sich nach Rom sehne wie er.

Als sie — namentlich durch Diambra — erfuhr, daß ihr Mann selbst die ihm so wertigen Naturwissenschaften, vor allem aber das Studium der Sprachen in auffallendem Grade vernachlässigte, vermochte sie die energische Freundin, sich mit ihm zusammen in Griechisch und Latein vorzubereiten. Diambra schalt ihn tapfer aus, wenn er es an Fleiß fehlen ließ, und er nahm sich auch sichtlich zusammen.

Mein die Zeit der Illusionen fand bald ihr Ende.

Sie erwiesen sich als Luft an jenem Tage, da der Marchese gefangen genommen wurde, und in der Woche, da er hinter Schloß und Riegel saß, während allerlei Menschen verschiedenster Sorte im Hause ein- und ausstürzten, erzählten und forschten, lernte sie mehr vom Leben kennen, als in vielen Jahren vorher.

Das Wahlergebnis war ihr keine Enttäuschung mehr. Die letzte Hiobspost kam erst an jenem Tage, als ihr Mann im Examen geworfen wurde, während Diambra das Ehrenzeugnis erhielt und jeder weiteren Prüfung enthoben wurde, was die höchste Auszeichnung bedeutete.

Die glückliche Gabe des Marchese, in jeder Lebenssituation Lichtpunkte zu finden, verleugnete sich auch diesmal nicht. Er war im Grunde mehr als zufrieden, daheimbleiben und seine Kinder bei sich behalten zu dürfen.

Als Belladonna geringe Lust äußerte, sich ein zweites Mal für das Examen zu plagen, fand er die eifrige Unterstützung bei seinem Schwiegervater, der eine gründliche Geringschätzung für die Universitäten im allgemeinen hegte, namentlich aber für die sizilianischen, deren Professoren in all seinen Fächern verschiedener Meinung mit ihm waren. Und welchen Nutzen zog wohl Belladonna alles in allem aus einem Examen? Alle diese kleinen Advokaten ohne Praxis, die zu bloßen Kaufburschen der Mafia herabsanken, sich unbedingterweise Unterrichtsstunden an den Schulen erschlichen oder kleine Ämter erhielten, die die Kommune nur zu ihrem Unterhalt errichtete, — alle diese Herren, die weiter nichts taten, als Anlässe erfinden, um lange Reden zu irgendeiner Gelegenheit über irgendein Thema zu halten . . . wozu waren sie gut? Belladonna sollte ja sein Leben als Signore verbringen — was brauchte er die dummen Examen? Daß er seinen Geist bildete und bilden sollte, das war eine ganz andere Sache — solches geziemte einem Edelmann — aber konnte er eben in den Fächern, die ihn interessierten, einen besseren Führer finden als den Marchese?

Marchesa Ersilia hörte alle diese Erörterungen an, ohne ihre Stimme in den Chor zu mischen. Hoch und vornehm glitt sie in ihrem einfachen schwarzen Kleide durch die großen Stuben, stets mit demselben bleichen, entseelten Lächeln, das wie eine Maske über die stolzen Gesichtszüge gezogen war. Bei allem, was geschah, verhielt sie sich stumm.

Für den Marchese aber begann eine strahlende Zeit des Glückes. Als er Belladonnas Unterricht in Archäologie und Geschichte zu leiten begann, schlug Lidia selbst vor, an den Stunden teilzunehmen.

Unter dem vielen, was sie abstieß, hatte Belladonna eine Eigenschaft, die sie mit manchem verfocht: er vergötterte ihren Vater, wie sie selbst es tat. Es war dies einer der Gründe, daß diese Stunden — namentlich zu Beginn — die Gedanken von der Dual der Lage abzulenken vermochten. Sie gingen mit solchem Eifer zu Werke, daß sie oft zwischen Krügen und Töpfen sitzend oder über Karten und alte Kupfer mit antiken Statuen gebeugt, der späten Nachtstunde nicht achteten, während der Marchese sprach und sprach, von seinen eigenen Worten berauscht.

Aber auch in dieses Paradies wußte eine Schlange den Weg zu finden, und — was niemand geglaubt hätte — diese Schlange war Diambra.

Lidia's Freundin hatte sich in letzter Zeit auffallend verändert. Das sonst so tatkräftige Mädchen war schlaff und kraftlos geworden. Der Appetit verließ sie; sie ging stumm umher, ließ den Kopf hängen und brach bei jeder Gelegenheit ohne den Schatten eines Grundes in Tränen aus.

Bei der kleinen Festlichkeit im Lyceum vor Beginn der Sommerferien, hatte Belcaro sie um eine Unterredung gebeten, und sie war ihm in ein leeres Klassenzimmer gefolgt. Er hatte ihr in letzter Zeit so offen und unzweifelhaft mit vollster Absicht — die nur gemacht, daß nicht bloß alle Familien der Stadt, sondern auch Diambra selbst ihn als an sie gebunden betrachtete. Es war ihr Trost gewesen, daß ihre Mutter kürzlich aus Amerika geschrieben hatte, sie würde im Laufe des Jahres heimkehren, und Diambra müsse im Kloster bleiben, bis sie käme und sie mit sich nach Rom nähme.

Belcaro sagte ihr nun, daß er endlich bei dem Ziele angekommen sei, dem zuliebe er so viele Jahre die Gräfin umschwärmt hätte. Der Minister habe Bruno die Zusage gegeben, daß Belcaro nach Rom versetzt werden solle. Und die Gräfin habe sich endlich bequemt, auf ihren munteren, aufgeweckten Hausfreund zu verzichten, um ein Bindeglied zwischen sich und Ettore zu schaffen, dessen feindliche Haltung ihr einziger tiefer Kummer war.

„Kommen Sie auch nach Rom, Diambra?“ fuhr er fort. „Ich muß warten, bis Mutter im Laufe des Jahres kommt.“

„Das tut mir leid. Ich hatte gehofft, Sie nach den Ferien zu sehen.“

Sie sah ihm offen in die Augen und fragte:

„Wollen Sie, daß ich mitreisen soll?“

„Wenn Ihre Mutter es nicht will . . .“

„Ich frage Mutter nicht. Wenn Du mich mithaben willst, so reise ich.“

Er erwötete leicht.

„Sie wissen, ich liebe geordnete Verhältnisse. — Und wir haben ja Zeit zu warten, bis Ihre Mutter heimkommt.“ Damit gab Diambra sich zufrieden; sie sprach ihn vor seiner Abreise nicht mehr.

Erst nach den Sommerferien erhielt sie eines Tages einen Brief von ihm. Sein Gewissen fühlte sich bedrückt davon, daß sie sich vielleicht als gebunden betrachte. Es sei nicht sein Wunsch, ein so junges Mädchen — sei es durch Versprechungen oder stillschweigende Uebereinkünfte — an sich zu binden. Uebrigens glaube er nicht, mit seinem jetzigen Gehalt schon heiraten zu können.

Diambra antwortete ganz kurz, sie gebe weder Versprechungen, noch erhebe sie Ansprüche. Sie habe bloß sagen wollen, daß sie die Gefühle erwidere, die er, wie sie glaube, auch für sie gehegt habe.

Ihr Stolz führte in diesem Briefe die Feder.

Später — als sie nichts mehr von ihm hörte — sank sie zusammen und bereute, ihm nicht einen Brief gerade aus ihrem Herzen heraus geschrieben zu haben.

Während sie, gepeinigt von ihrem erzwungenen Mühsigang, Kraft zu sammeln suchte, um sich von Belcaro freizumachen, stieg so viel altes in ihr auf — Stimmungen, die sie längst begraben glaubte.

Wie eine fixe Idee verfolgte sie der Gedanke, Nonne werden zu müssen. Die Schwestern, namentlich die Prorin und Schwester Filomena, die wohl ahnten, wie es um sie stand, wetteiferten, ihr Bärtlichkeiten zu erweisen. Sie ging zur Beichte bei Don Gerlando, ohne ihn lächerlich zu finden, und sie ging zur Kommunion

In diesem sprossenden, feimwarmen Gemütszustand machte auch Crocifissa einen tiefen Eindruck auf sie. Eines Tages, als sie in ihrer Kammer in einem ihrer extatischen Zustände sah, fühlte sie sich so erschüttert, daß sie zu Bette gehen mußte. Dies kam der Priorin zu Ohren; sie ging hin- auf und setzte sich zu ihr auf das Bett und erzählte ihr von ihren eigenen Jugendstürmen und dem unsäglichem Frieden, den sie bei dem Heiland im Kloster gefunden. In Diambra begann es summen: Ich nehme den Schleier! Ich nehme den Schleier! Da machte die alte Priorin, die, die Hand des jungen Mädchen in der ihren, deutlich fühlte, wie empfänglich die ehemals so streitbare Seele geworden war, eine letzte Kraftanstrengung, um sich die Erschließung dieses Herzens ganz zunutze zu machen und ihm das entscheidende Versprechen zu entlocken. Sie beschwor noch einmal, — wie vielleicht hundertmal vorher — die erhabene Erscheinung ihres geliebten Schutzheiligen Niccolò aus Bari vor ihr herauf und erzählte ihr von dem Eindruck, den eines seiner größten Wunder auf sie gemacht hatte. . . . Niccolò war nämlich, obwohl Erzbischof, so demütigen Herzens, daß er in der Kleidung eines armen Pfarrers zum Konzilium zu Antiochia zog. Natürlich reizte dies die anderen prunkliebenden Erzbischöfe, und um ihn zu ärgern, schnitten sie, als er heimwollte, seinen Mantel die Köpfe ab. Als Niccolò kam und die Tiere so fand, nähte er den toten Körpern die Köpfe wieder an — und siehe, sie wurden lebendig. Im Dunkeln aber irrte er sich und nähte den schwarzen Kopf auf einen weißen Körper und den weißen Kopf auf einen schwarzen Körper. Solcher Art konnten alle das wunderbare Mirakel sehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

1) Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen
von Mathilde Mann.

1.

„Flotte Zeiten — flotte Zeiten, — freilich, freilich, mein lieber Faste. Aber in flotten Zeiten gilt es auch, den Schlitten zu steuern, — seine Fahrt hemmen.“

„Hemmen, hemmen, — man hört, daß Du altmodisch geworden bist, Onkel Bankdirektor!“

„So, so, — Du meinst, vor der Altersgrenze gefallen. Wenn man solche Bursche wie Dich loslassen wollte, — nun ich danke! Onkel Joel bekam einen seiner Hustenanfälle.“

„Dann würde ich meinem Schwesterjohn soviel Kredit verschaffen, daß er etwas hätte, womit er anfangen könnte. Ich brauche so wenig. Aber etwas muß ich haben, wenn ich das Strandgelände oben am Elf kaufen will, von dem ich Dir erzählt habe, den Bauplatz für eine elektrische Werkstätte. Etwas muß ich haben, mit nichts fängt man nicht an. Und die Hypothek für den Bauplatz —“

„Ach, ich dachte, es sei gerade Deine Eigenart, zwar nicht mit nichts anzufangen, so doch es dahin zu bringen, daß Du mit nichts endest. Du bist, sozusagen, mit Projekten im Leibe zur Welt gekommen; wolltest Du nicht neulich erst eine Schmiere für das Volk unten am Vorstadtstrande aufstun?“

„Die Idee ist gar nicht übel, Onkel, und sie taucht möglicherweise eines schönen Tages wieder in einer solchen Gestalt auf, daß Deine Bank danach schnappen wird.“

„Na, mein Junge, kurz und gut, — ich rüd Dir keinen Heller heraus. Und das bißchen Geld Deiner Mutter, das steht unter meiner Verwaltung.“

„Hör einmal, Onkel Joel. Jetzt bist Du sehr gründlich. Aber irre ich denn darin, daß auch Du einmal gefühlt hast, wie es tut, wenn man den Rocktopf blank ausgekratzt hat, und hast Du Dich nicht auch von nichts heraufgearbeitet?“

„Wie — wie beliebt —?“

„In Deinen jüngeren Jahren gingst Du ja in die Welt hinaus, um in Kalifornia-Weizen zu spekulieren, der damals auf dem Weltmarkt so ungeheure Chancen hatte. Gingst Du damals nicht als Passagier mit einem Stillen Ozeanfahrer nach St. Franzisko, und lag nicht Dein ganzes Vermögen in Fünfundzwanzigpfund-scheinen wohl verwahrt im Geldschrank des Kapitäns? Wurdest Du dann aber nicht besorgt wegen der Sicherheit oder befürchtestest Diebstahler und verlangtest eines schönen Morgens plötzlich die anvertraute Geldtasche von dem Kapitän zurück? Und als Du sie in Empfang genommen hattest und damit auf dem Wege in Deine Kojte warst, geschah es da nicht, daß Du an der offenen Pforte in der Kelling stehen bleibst, wo die Mannschaft Kohlen und Äsche aus der Maschine über Bord warf, und daß dann, infolge eines unvorhergesehenen Stoßes oder Rucks die Geldtasche mit allem, was Du auf dieser Welt besahest, über Bord fiel?“

Das Schnupstuch, mit dem Onkel Joel eifrig seine große, gekrümmte Nase putzte, verberg den Ausdruck seines Gesichtes.

„Onkel, ich sehe Dich da an der offenen Schiffsbrüstung stehen und der Geldtasche nachstarren, die allmählich in der See verschwand und von den unglückseligen Tülen mit Guineen immer tiefer und tiefer hinabgezogen wurde. Es muß in dem Augenblick allerlei in Deinem Innern vorgegangen sein, Onkel, während alles so versant, zu nichts versant, wie Du sagst!“

„Woher — woher in aller Welt weißt Du —“

„Aber nun kommt das Geniale, das ich immer bewundert habe, Onkel. Verteufelt genial! Rein laut über Deine Lippen, keine Miene verzogen. Und im Laufe des Vormittags schlenderst Du dann mit den langen schlenderigen Schenkeln, den einen Zahn so tief in die Lippe hineingebissen, über das Deck nach dem Kapitän hin; ja, verzeih, Onkel, aber ich sehe Deine dünne Gestalt von damals so leibhaftig vor mir, — und der Kapitän muß ja glauben, daß Du noch immer der Mann bist, der seine Kapitalien in der Tasche bei sich trägt — und Du bietest ihm an, ihm seine ganze Weizenladung mit zwölfmonatigem Kredit abzukaufen, — gegen zwei sechsmonatige Wechsel.“

„Du bist, weiß Gott, ein frecher Bursche!“

„Und in diesen zwölf Monaten spekulierst und verdienst Du dann den ganzen Kram im Stillen Ozeanhandel an Weizenfrachten zusammen!“

„Ach was, die reine Uebertreibung —“

„Und drei Jahre später lehrst Du wieder heim, als Mann, der ein Paar Tonnen Gold auf der Brücke vor sich herrollt. Oder waren es vielleicht dreie, Onkel? Du weißt, die Steuerkommission —“

„Will den Leuten das Fell über die Ohren ziehen, ja! Sie sind wie besessen, wenn sie erst glauben, daß man einen Schilling hat. Aber ich bin wirklich wie aus den Wolken gefallen und möchte Dich doch fragen, wo in aller Welt Du Dir diese — diese Räuber-geschichte hast aufbinden lassen!“

„Ja, ich finde nämlich, Onkel, so ein Zug hätte eine Glanznummer in der Biographie eines jeden amerikanischen Goldromäns bilden können, hätte das Bild des Mannes mit großartig romantischem Nimbus umgeben, — und könnte auch einem unserer einheimischen Geschäftsleute ein wenig von der Glorie eines Goldmatadors verleihen.“

„Ach was, zum Teufel mit Deiner Glorie! So eine — Legende!“

„Der einzig und allein das Talent des Finanzgenies für außerordentliche Auswege ihren Glanz verleiht, ja. Oder glaubst Du etwa, daß Dein großer Konkurrent, Bodmann, drüben in der Handelsbank auf so etwas verfallen wäre?“

„N—ein, das gebe ich zu — N—ein, auf dergleichen zu verfallen, das ist ihm nicht beschieden. Oder überhaupt auf etwas zu verfallen. — Aber ich frage Dich nochmals, Faste, wo hast Du diese wilde Fabel aufgefischt?“

„Ja, siehst Du, Onkel! Ehe ich nach Zürich reiste, durchstöberte ich zu Hause ein Paket mit alten Briefen, das verbrannt werden sollte, und da fand ich diesen Passus in einer Epistel von Dir selber an Vater.“

„Sag einmal, Faste — — Und den alten Brief, den hast Du also verbrannt?“

„Nein, dazu war er mir viel zu interessant. Ich versichere Dich, — hat eine große Rolle für mich gespielt. Hier ist er zur gütigen Durchsicht. — Du warst noch nicht dreißig Jahre alt, als sich dieses ereignete. Es hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, ja, ich kann wohl sagen, es hat meinem Leben seinen Stempel aufgedrückt! Mir gingen auf einmal die Augen dafür auf, was ein Geschäftsmann für ein Land bedeuten kann, wenn er sich souverän seine eigenen Wege schafft und gleichsam neues aufbaut. Du bist seit jener Zeit mehr und mehr aus dem Chaos in meinem Innern emporgestiegen als mein Ideal und Vorbild. Und in dieser Spur werde ich wandern, wie ich hoffe, nicht nur als gewöhnlicher Nachahfer. Sieh Dir meinen Rock an, guck unter den Ellenbogen und den Kragen, ich glaube, man kann bald das Fett herauswringen —“

„Du denkst doch, zum Kukud, nicht, daß ich Dich auch in Zukunft noch mit Kleidern versehen soll? Du machst mich ganz bange, Junge!“

„Nein, ich meine nur, daß ich keinen neuen Rock und auch keine neuen Beinkleider anziehen werde, ehe ich sie nicht selber begahlen kann. Ich will in den verschliffenen emporklettern. Und so wie ich hier stehe, bin ich Geschäftsmann von der Seele bis zum Stiefel-schiden, — und nichts weiter!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ruinenstädte.

Die Küste Dalmaniens und die ihr vorgelagerten zahlreichen Inseln sind überreich an Waulichkeiten und Denkmälern, die Kunde von der großen Vergangenheit und der hohen Kultur geben, die das heute so verwahrloste Land damals besaßen. Griechen und Römer, Normannen und Venetianer, Türken und Slaven bauten hier auf, zerstörten, bauten von neuem auf und zerstörten wieder. Wer da sucht, braucht nicht weit von der breiten Heerstraße abzu-

gehen. Denn hier ist alles eng aneinander gedrängt. Die Gegenwart hat sich in die Vergangenheit hineingebaut. Und erst seit ganz kurzer Zeit hat man damit begonnen, das Bemerkenswerthe aus seiner Gesamtheit herauszureißen und in primitive Museen zu stecken. Besonders dicht gehäuft aber sind die Ueberreste aus großen, vergangenen Tagen in jenem Küstenstrich, der sich von Spalato, dem immer mehr aufblühenden wirtschaftlichen Mittelpunkt Dalmatiens, bis nach Trau, dem alten Hafen Salonas hinzieht.

Schon vom Hafen aus machen sich dem in Spalato Einfahrenden die riesigen Umfassungsmauern des alten Diocletianpalastes bemerkbar; die ganze Altstadt von Spalato ist innerhalb der Mauern dieses altrömischen Kaiserpalastes erbaut, aus deren vierten, nachchristlichen Jahrhundert stammt. Das Rechte, das diese Mauern umschreiben, kann man bequem umgehen. Das Areal, das sie einhegen, umfaßt einen Raum von 38 236 Quadratmetern.

Die alte Riva entlang zieht sich die eine Seite dieses Riesengrabens, und zwar die dem Meere zugewendete. Hier sollen sich die Prunkgemächer des Römerkaisers befunden haben, aus deren Fenstern das Auge ungehindert auf das blaue Meer hinaus und auf die der Küste vorgelagerten Eilande schauen konnte. Noch 38 Säulen, braun und verwittert, stehen von der ehemaligen Pracht. Auch die Fragmente einiger Loggien sind noch vorhanden. Aus dem Mauerwerk der heutigen Häuser blicken diese Ueberreste heraus, deren Trümmer noch immer das Bild beherrschen und die Kramläden und Mietwohnungen, die zwischen sie hineingebaut sind, in den Hintergrund des Gesamteindrucks zurückdrängen.

Und dieser eine Seite des Riesenvierecks gleichen im großen und ganzen auch die anderen drei, landeinwärts gelegenen Seiten.

In die Altstadt — und damit in das Innere des Diocletianpalastes hinein — führt die Porta aurea. Ein Gewirr ganz schmaler, bogenüberspannter Gassen nimmt den Wanderer auf. Selbst an den grellsten Sonnentagen ruht Dämmerlicht in diesen Straßenzügen, deren Hausmauern den blauen Himmel nur in einem freien Spalt hinunterlugen lassen. So geht es über den Hauptplatz Spalatos hinfort, bis zu derjenigen Stelle, wo heute der Dom steht.

Dort tut sich ein wunderbarer Säulenbau vor den Augen auf. Wieder sind diese Säulen zum weitaus größten Teil in die Häuser hineingebaut. Allein sie sind verhältnismäßig gut erhalten. Die sie verbindenden Bogen sind ziemlich unversehrt. Die korinthische Ornamentik ihrer Kapitale gibt ein gutes Bild von der Pracht, die diesem Innenbau des Palastes ehemals eigen gewesen. Porphyrsäulen sind es und Säulen aus rotem Granit. Noch sind die zwischen ihnen gelegenen Nischen deutlich erkennbar, in deren Vertiefungen früher Statuen und Götterbilder standen. Das kuppelüberdachte Vestibulum ist fast gänzlich freigelegt. Die Säulengänge des Peristyls führen zu ihm hinüber. Marmorstufen weisen den Zugang zu dem braunbrödelnden Gestein seiner turmartigen Rundung. Etwas Großes und Gewaltiges ist allen Einzelheiten dieses Bauwerkes eigen. Frei und leicht ragen die Säulen, deren Höhe, gemessen an den Straßen der eingebauten Häuser, eine gewaltige genannt werden muß.

In unmittelbarer Nähe des Vestibulums steht ein alter Aeskulaptempel. Er ist vom dichtesten Cassengewirr umspinnen, wird aber neuerdings, wenigstens von der einen Seite her, freigelegt. Die Dimensionen dieses Heiligtums sind klein, fast kann man sie zierlich nennen. Eine breite Treppe führt zu dem Tempel empor, vor dessen Eingang dorische Säulen in ihrer strengen Schönheit Wache halten. Ein edig gehaltener Fries läuft, sich über die ganze Breite des Tempels hinziehend, über dem Portal. Das Innere ist ein hoher, kahler Raum. Was man in ihm an Altären, Bildwerken und Vasen gefunden, ist an anderer Stelle, meist im Museum, untergebracht worden.

Dem Aeskulaptempel gegenüber, an der anderen Seite des Vestibulums, liegen der Jupitertempel und das Diocletianische Mausoleum. Das Christentum hat das Mausoleum in eine Kirche — den heutigen Dom Spalatos — umgewandelt. Ein achtseitiger Bau, erhebt sich dieses Gebäude mit seinem eigenartigen Kuppeldach zu einer Höhe von 25 Metern. Ein streng korinthischer Säulengang aus ägyptischem Marmor ist in den Bau eingebaut. Kleine Porphyrsäulen, die untereinander durch einen reich mit Reliefdarstellungen versehenen Fries verbunden sind, sind dem ersten Säulentrang vorgelagert. Auch von außen umgürten die Trümmer prächtiger Säulengänge das Gebäude. Eine Sphinx aus schwarzem Marmor liegt dicht am Eingange. Alte Sarkophage stehen umher. Reiche Mosaikarbeit deckt den Fußboden der stillen Stätte.

Vieles hat hier die Zeit geändert. Was äußerlich umzuwandeln war, hat das Christentum umgewandelt. Zur Taufkapelle hat es den Jupitertempel mit seiner Säulenhalle an der westlichen Seite des Domplatzes gemacht. Es hat kalte, tote Steine geweiht, die doch heidnisch blieben und heute lauter denn je von einer großen Vergangenheit, von einer untergegangenen Welt der Freude und Schönheit reden.

Durch die Porta aurea treten wir aus der Altstadt heraus. Auch hier wieder die fröhliche Schönheit feingliederter Säulen, über die sich leicht und frei starke Bogen spannen. Nischen künden die Stellen, wo einst Standbilder der Götter standen. Ein Vorhof fehlt auch diesem Tor nicht. In ihm waren die Wachen untergebracht, die den Eingang zum Kaiserpalast zu inspizieren hatten.

Von allen Toren der verfallenden Ruinenstätte ist dieses am besten erhalten geblieben und dort, wo es restauriert ist, am glücklichsten ausgebessert worden.

In einer kleinen Viertelstunde führt die dalmatinische Staatsbahn von Spalato nach Salona, der Hauptstadt Dalmatiens zur Römerzeit. Die ehemals blühende Stadt, die die Glanzzeit der antiken Kultur gesehen, ist heute ein elendes Dorf, in dem die Schornsteine einer Zementfabrik rauchen und in dem bettelnde Kinder den Fremden belästigen, der in dem weiten Trümmerfeld der Ruinen nach den spärlichen Resten verjunktener Schönheit späht.

In langgestrecktem Biereck rahmten mächtige Mauern, von denen hier und da noch Ueberreste stehen, die alte Stadt ein. Türme und Tore reden noch immer breit und massig die Trümmer ihres verwitterten Gesteins. Wagengleise aus der Römerzeit durchfurchen in edigen Einschnitten das zweitausendjährige Pflaster. Die Thermen am Zadoflusse sind freigelegt. Die Ruinen eines antiken Theaters erregen unsere Bewunderung. Zermürbt und zerfallen steigen die amphitheatralisch angeordneten Sitzreihen einer riesigen Arena an der dem Meere zunächst gelegenen Seite dieser Ruinenstadt auf. Ein alter Friedhof ist bloßgelegt. Eine Basilika aus der ersten christlichen Zeit weist einen wunderbar feinen Mosaikfußboden auf. Von alten, unterirdischen Totenkammern sind die Eingangsstiege entfernt. Ein Heer von Sarkophagen liegt auf dem Riesentrümmerfelde zerstreut. Skulpturen, Terrakotten, Münzen, Hausgerät, Waffen und Werkzeuge hat man gefunden und in einem eigenen, kleinen Museum aufgestellt.

Hier in dieser verödeten Felsenwildnis, auf die monatelang eine unbarmherzige Sonne herniederbrennt, lachten zur Römerzeit üppige Gärten, Delbaumkulturen gaben kühlenden Schatten. An den Hängen der grauen Karstfelsen gedieh prächtiger Wein. Eine lärmende Volksmenge füllte die Gassen der heute toten Stadt. Hier in Salona hielt sich mit Vorliebe Roms größter Dichter, Horaz, auf. Nach seinen eigenen Worten, die heute in goldenen Lettern in dem kleinen Museum prangen, war ihm Salona der liebste Ort auf Erden, dessen milde Luft und köstliche Trauben er in seinen Gefängen verherlicht hat.

Von all dem Glanz der versunkenen Vergangenheit ist nichts weiter geblieben, als das Sonnenleuchten auf dem grauen Felsgestein und der Blick auf das Meer, das sich blau und schimmernd am südlichen Horizont breitet.

Von Salona bis Trau zieht sich die Straße hart an der kahlen Felswand des Caprariagebirges entlang. Das Meer begrenzt sie nach der anderen Seite. Doch so schmal und eingengt sie ist: an den Stellen, wo sie sich zu kleinen Ebenen weitet, lacht eine üppige Fruchtbarkeit, wie sie sich am feinnigen dalmatinischen Küstenraum zum zweiten Male finden dürfte. Hier reißt sich eine Ortschaft an die andere. Heute noch tragen die Häuser dieser Dörfer einen wehrhaften Charakter. Man sieht Schießscharten in ihrem Gemäuer und Türme und Mauern an den Dorfein- und -ausgängen. Das stammt noch aus jener Zeit, da die Bergbewohner des dalmatinischen Hinterlandes raubend und verheerend zu den reichen Kulturen dieses Küstenparadieses herabgestiegen kamen. Und aus jener Zeit stammt auch der Name, den dieser Küstenstrich heute noch führt: Riviera di castelle.

Sieben solcher Castelle, bewehret Dörfer, waren es abermals, durch die der Weg führte: Salona, Sucuroc, Abadessa, Cambio, Vitturi, Castelvecchio und Trau. Trau, das alte Tragurium der Römer, war der Handelshafen für Salona. Und in Trau finden sich heute noch die meisten und schätzbarsten Ueberbleibsel, wenn auch nicht aus der Römerzeit, so doch aus jener mittelalterlichen Periode, da hier Venedig schaltete und waltete.

Eine stille, versonnene Stadt, ein unverändertes Bild des Mittelalters, liegt Trau da. Der venetianische Löwe grüßt von seinen Mauern. Die Wappen alter Patriziergeschlechter zieren heute noch seine Ballone und seine Portale. Eng drängen sich die Häuser zwischen den hohen Mauern. Die Ruinen eines verfallenen Kastells und ein Turm Sanmicheles grüßen den einfahrenden Schiffer vom Hafen. Ein herrliches, romanisches Bauwerk ist Traus Dom. Schön und edel in jeder Linienführung, strebt er empor. Und neben diesem Dom sind eine wunderbare Loggia und ein Glockenturm erbaut: gleichfalls ein Werk Sanmicheles, wie es schöner unter allen romanischen Bauwerken Südsuropas nicht wieder gefunden wird.

Nur selten sucht der Reisende diese stillen Stätten auf, von denen die offiziellen Reisebücher gar wenig zu erzählen wissen. Und doch würde der, der mit offenen Augen durch die Welt geht, hier viel finden: ein Landschaftsbild von eigenartiger Schönheit und die Ruinen aus den Tagen einer großen, versunkenen Zeit.

(Nachdruck verboten.)

Die Reichweite der Stimme und die beim Sprechen geleistete Arbeit.

Jeder erfahrene Redner weiß, daß die Beschaffenheit eines Saales auf die Reichweite der Stimme einen großen Einfluß ausübt. Das hängt sowohl mit der Architektur des Saales, seiner Ausfüllung durch Gegenstände und anwesende Menschen, mit der Innendekoration, der Wandbekleidung usw. zusammen, wie auch — wie uns frühere

Untersuchungen von Marage gezeigt haben — mit der Art zu sprechen. Der Saal kann ferner für einen Redner sehr gut, für ein Orchester sehr schlecht sein. Der Grund dafür ist in der Art und Weise zu suchen, wie überhaupt Schall erzeugt wird. Marage, ein französischer Forscher, der sich speziell mit akustischen Arbeiten befaßt, hat sich auch hiermit eingehender beschäftigt, wobei er zu interessanten Ergebnissen gelangt ist. Neuerdings hat er untersucht, worauf die Verschiedenheit der Reichweite der Stimmen zurückzuführen ist, und welche Arbeit ein Redner beim Sprechen zu leisten hat. Er ging bei seinen Untersuchungen von der Energie aus, die ein Redner aufwenden muß, je nachdem er einen Bass, einen Bariton oder einen Tenor besitzt.

Ein Maß für die Energie, mit welcher man spricht, bildet das zahlenmäßige Produkt aus den Maßzahlen der dabei ausgeatmeten Luftmenge und des Druckes, mit dem man sie ausatmet. Man kann zwar die aus den Lungen ausgeatmete Luftmenge sehr gut messen, nicht aber den Druck, mit dem sie der Kehle entströmt. Marage mußte sich daher mit künstlichen Stimmen begnügen, welche ihm die sogenannte Vokalstimm lieferte. Zahlreiche Versuche ergaben, daß diese Töne auf den Hörer tatsächlich denselben Eindruck machen können wie menschliche Stimmen. Die mit der Sirene erzeugten Vokale u, o und a sind für den Hörer gleich den gesungenen, und zwar den auf demjenigen k gesungenen, zu welchem man gelangt, wenn man von der Mitte eines Klaviers aus nach unten geht. Dieses k gehört sowohl dem Bass, wie dem Bariton und dem Tenor an. Die Sirenen vokale konnte Marage also an Stelle wirklich gesungener oder gesprochener benutzen.

Die in vier verschiedenen Sälen gemessenen Energien ergaben, daß überall der Bass sehr im Nachteil ist; er braucht eine sieben- bis sechzehnmal so große Energie wie der Tenor. Der Bariton nimmt eine Zwischenstellung ein, die aber dem Tenor näher steht als dem Bass. Welchen Einfluß daneben aber auch noch die Verschiedenheiten der Säle haben, beweisen die Verschiedenheiten der Energien, die aufzuwenden waren. Im Trocaderoaal in Paris verbrauchte der Tenor viermal so viel Energie wie im Theater Richelieu, während der Bass eine neunmal so große Anstrengung machen mußte.

Der Umstand, daß dem Forscher zwei abnorme Leute zur Verfügung standen, von denen der eine einen künstlichen Kehlkopf, der andere eine Trachealkanüle unterhalb der normalen Stimmbänder besaß, gestattete ihm, genauere Messungen über die Energie beim Sprechen am lebenden Menschen zu machen. Dadurch war es nämlich möglich, den Druck der durch die Kehle strömenden Luft zu messen. Die Messungen wurden einmal während gewöhnlicher Unterhaltung und sodann gelegentlich des Redens in einem großen Saale an beiden Leuten ausgeführt. Dabei ergab sich der Druck beim Sprechen als so groß, daß er einer Wasser säule von 100 bis 200 Millimetern Höhe das Gleichgewicht halten konnte. Die dabei ausgestoßene Luftmenge war viel verschiedener und wechselnder als der Druck. Der Mann mit dem natürlichen Kehlkopf und der Kanüle verbrauchte bei gewöhnlicher Unterhaltung 300 Liter Luft in der Stunde, der mit dem künstlichen Kehlkopf 2070 Liter bei gleicher Unterhaltungsweise. Im Durchschnitt leistet ein erwachsener Mensch bei der Unterhaltung in einer Stunde eine Arbeit, die gleich ist derjenigen, welche man braucht, um 48 Kilogramm einen Meter oder ein Kilogramm 48 Meter hoch zu heben. Man sagt kurz, man verbraucht 48 Kilogramm-meter in der Stunde. Spricht man in einem großen Saale, so ist die Arbeit erheblich größer und beträgt etwa 200 Kilogramm-meter in der gleichen Zeit. Interessant ist übrigens, daß die Frauen beim Sprechen viel weniger Arbeit zu leisten haben als die Männer, und zwar etwa nur den vierten Teil — eine plausible Erklärung für manche Erscheinungen im Eheleben —. Das kommt daher, weil die Frauenstimme höher ist, die Stimmbänder also kürzer sind, als bei den Männern. In noch höherem Maße ist das bei den Kindern der Fall.

Für die beim Sprechen geleistete Arbeit kommt in erster Reihe die Menge der ausgeatmeten Luft in Betracht. Je mehr man verbraucht, desto mehr Arbeit muß man beim Sprechen leisten. Will sich also ein Redner nicht zu sehr anstrengen, so muß er lernen, mit der Luft in den Lungen hauszuhalten.

Kleines feuilleton.

Eine neue Frage in der Forstwirtschaft. Zu den für die Landwirtschaft grundlegenden Erkenntnissen gehört die Erfahrung, daß sich einundderselbe Boden nicht jahrelang hintereinander mit derselben Frucht bestellen läßt, ohne daß der Ertrag eine erhebliche Abnahme erleidet. Darauf baut sich der Grundsatz der Fruchtfolge oder des Fruchtwechsels auf, nach dessen Regeln ein Feld nacheinander für verschiedene Kulturen benutzt wird. Diese Lehre hat mit dem Fortschritt der Agrilkulturwissenschaft eine großartige Entwicklung erfahren und gehört zu den wichtigsten theoretischen und praktischen Studien des Landwirts. In der Forstwirtschaft scheint sich jetzt allmählich die Einsicht Bahn zu brechen, daß für die Waldkultur ähnliche Regeln gelten und beachtet werden sollten. Bei

dem weit längeren Wachstum der Waldbäume, das sich über Jahrzehnte erstreckt, ist die Erscheinung weniger leicht bemerkbar, aber man nimmt jetzt doch mit ziemlicher Bestimmtheit an, daß auch hier sich das gleiche Naturgesetz betätigt, indem auch ein Waldboden, nachdem er eine Reihe von Generationen dieselbe Baumart getragen hat, für die weitere Kultur dieser Art ungeeignet wird. Die Zeitdauer, nach der diese Folge eintritt, ist nur eben eine sehr lange, verlangt aber darum nicht weniger die Aufmerksamkeit des Forstmanns. Falls gar keine Rücksicht darauf genommen wird, ist der Fehlschlag einer neuen Anpflanzung zu befürchten oder es tritt, wenn der Waldbestand mehr sich selbst überlassen wird, eine allmähliche Verdrängung des alten Baumbestandes durch eine neue Art ein. Solche Erfahrungen werden gegenwärtig in dem Fachblatt der indischen Forstleute, dem „Indian Forester“ beschrieben; es dürfte zu prüfen sein, inwieweit sie auch in anderen Gebieten der Erde in Erscheinung treten.

Die Zukunft des Guano. Der Perugano hat als ein Dünge- mittel von höchstem Wert Weltruf erworben und ist bekanntlich auch benutzungen worden in jenem kostbaren Gebiet von Scheffel, wo er den Ehrentitel des „gediegensten Mist“ erhalten hat. Die ältesten Stätten seiner Gewinnung sind die Inseln an der Westküste von Südamerika, doch haben sich, was bei dem massenhaften Auftreten und der großen Verbreitung von Seevögeln eigentlich selbstverständlich war, auch noch andere ozeanische Inseln als wichtige Fundorte erwiesen. Auf manchen dieser Eilande erreicht die Schicht der Vogel- excremente eine Dicke bis zu 80 Metern und es hat sich auch heraus- gestellt, daß die fleißigen Vögel eine vom gewinnstüchtigen Menschen völlig abgetragene Guanobede in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu ersetzen vermögen. Auf einer der süd- amerikanischen Inseln ist die jährliche Produktion von Guano auf mehr als 1500 Tonnen geschätzt worden. Jetzt ist im Auf- trage der Peruanischen Regierung eine genaue Untersuchung der gegenwärtig auf den zu Peru gehörigen Inseln vorhandenen Guano- lagern ausgearbeitet worden, und die Wochenschrift „Science“ bringt eine Wiedergabe dieser Urkunde in englischer Uebersetzung. Diese Untersuchung hat eigentlich erst gezeigt, daß die Wissenschaft noch manche Frage in bezug auf den Guano zu lösen hat, um die Guanoindustrie in regelmäßigen Erträgen sicher zu stellen. Namentlich soll ermittelt werden, wie es zu ermöglichen wäre, daß die Vögel in zuverlässiger Weise für die Erneuerung des kostbaren Stoffes heran- gezogen werden können. Auf einer der für diese Industrie besonders wichtigen Chincha-Inseln wurde der Bestand von etwa 180 000 Nestern mit insgesamt 720 000 Cormoranen festgestellt. Doch stieg diese Zahl vorübergehend sogar auf mehr als eine Million Vögel. Es handelt sich nun darum, daß den Seevögeln eine gewisse Schon- zeit bewilligt und so einer Erschöpfung der Guanolager vorgebeugt wird.

Kulturgeschichtliches.

Zur Geschichte des Tagameters. Wiedererfindungen kommen weit häufiger vor, als man gemeinhin annimmt. Jahr- hunderte lang blieb manch gute Erfindung nur ein Kuriosum, weil ein Bedürfnis zu ihrer Anwendung nicht vorlag. So ging es auch dem Tagameter, der nur eine Neuanwendung des alten Wegmessers ist, den uns der römische Ingenieur Vitruv bereits ums Jahr 14 n. Chr. beschreibt. Bestimmt wissen wir von dem römischen Kaiser Commodus aus dem Verzeichnis seines Nachlasses, daß er „Fahr- zeuge besaß, die den Weg messen und die Wegestunden angeben“. Leonardo da Vinci, der große Maler und Ingenieur entwarf ums Jahr 1500 wiederum Wegmesser für Wagen und sogar Schritt- zähler für Menschen und Pferde. Auch bei der ersten Gradmessung in Europa wurde ein Wagen mit Wegmesser verwendet. Der fran- zösische Gelehrte Fernel maß auf diese primitive Weise im Jahre 1525 die Länge einer geographischen Meile in Paris. In den Dresdener Sammlungen befindet sich noch heute ein Wegmesser, den der Nürnberger Ratsherr Paul Pfinzing im Jahre 1598 er- fand. Im Jahre 1615 erschien sogar über diesen Wegmesser eine „Gründliche Beschreibung des Viatorii oder Wegzählers“ (Frank- furt a. M., von Levin Hulsius). Im 18. Jahrhundert nannte man die Tagameter „Geometrische Wagen“. Ein solcher wurde z. B. 1726 von Rürner zur sächsischen Landesaufnahme verwendet. Er funktionierte in der Weise, daß „das Weilen-roedlein die Weilen in denen Landen messen, so die Uhrwerke mit Zeigern und Glocklein, so die Morgen, viertel, halbe und ganze Weilen, weisen und schlagen“. Goethes Antipode, Nicolai, beschreibt einen Tagameter, der damals in Brandenburg benutzt wurde. Wahrscheinlich ist dies die Erfindung des Mechanikers Gottfried Hohlfeld zu Gusow. Nicolai sagt (Bartheßs Jugenderinnerungen, herausgegeben von G. Friedel, I, S. 161): „An einem oblongen Kasten von ungefäh- rer sechs Zoll Länge sah an der einen Seite ein eiserner sechspipiger Stern, an der anderen ein kleiner Zifferblock mit Zeiger. Oeffnete man die verschlossene Tür, so sah man inwendig mehrere eiserne Räder und Zapfen. Dies war der Wegemesser, den Nicolai bei seiner großen Reise durch Deutschland angewendet hatte. Er ward an den Wagenkasten geschraubt. Bei jeder Umdrehung des Hinter- rades faßte ein Stift, der in der Peripherie des Rades steckte, in den sechspipigen Stern und drehte ihn um eine Stelle weiter. Der Zeiger ergab dann die Zahl der zurückgelegten Fuße und Weilen.“